Drei Fragen.

Volk in Waffen, Volk in Waffen,
Klirrender Gewalt Millionen,
Blutig, blutig müßt ihr schaffen, —
Aber wird das Werk sich lohnen?
Gutes Werk läßt Aller Leben
Todgesichert aufgedeihn, —
Groß sind wir im Lebengeben,
Doch an Lebensrechten klein.

Tausendmassen, todumflogen,
Bau'n dem Lande Knochenmauern,
Jubel grüßte, als sie zogen, —
Aber wird der Jubel dauern?
Kommt der Friede, dröhnt es wieder:
Allen Brot und gleiches Recht! —
Gestern hieß es: Nieder! nieder!
Fühlen heut die Herzen echt?

Unermeßlich Mordgewüte
Frißt der Volkskraft Opferstreuen,
Blutig fällt der Arbeit Blüte, —
Wird die Kraft sich groß erneuen?
Gestern schuf sie schwergebunden,
Und ihr Brot war hart wie Stein, —
Soll sie morgen stark gesunden,
Muß der Friede sie befrei'n!

Franz Diederich.

Endlich Brot!

Franz Zöllner lief schon seit zehn Wochen nach Arbeit herum. Jeden Morgen trabte er davon, ein Paar Stullen in der Tasche.

Bis zum Haustor oder auch ein paar Straßen weit ging er mit seiner Frau, die sich auf ihre Waschstellen begab. Schmutzige Wäsche gab es ja, Gott sei Dank, immer genug in der Welt, und die kräftigen Arme der Frau Zöllner brauchten nur selten zu feiern. Zuweilen murrte sie über die „verfluchte Schufterei", namentlich am müden Abend, aber das hinderte sie nicht, am folgenden Morgen mit erneuter Kraft und frischer Zuversicht die Arme in's Waschfaß zu tauchen.

„Na, denn sieh man zu, Franze," sagte sie an jedem Morgen zu ihrem Manne. „Du hast'n janzen Tag vor Dir. Es muß sich doch mal was finden!"

Er nickte dazu.

Und hoffte.

Hoffte jeden Morgen von neuem.

Mochte der Abend ihn noch so trübe und niedergedrückt gesehen haben: der Schlaf der Nacht hatte alle Kräfte in ihm, alle Sinne wieder gestärkt und die Augen heller gemacht. Jeder Morgen trieb ihn mit Macht und jungem Selbstvertrauen wieder hinaus und umher.

„Es muß sich doch mal was finden!"

Ja, natürlich!

Auch in der erbärmlichsten Lotterie — und war denn dies Leben etwas anderes? — gab es schließlich doch nicht nur Nieten.

Dennoch — es fand sich nichts.

Nein gar nichts.

Er konnte anklopfen, wann und wo er wollte: ein Kopfschütteln, ein gleichgültiges, ein mitleidiges oder ein barsches Wort wiesen ihn ab.

Und vor jeder Tür, die er enttäuscht hinter sich zumachte, sank seine Stimmung, ging ein Teil seiner Hoffnung und Zuversicht davon.

Um die Mittagszeit setzte er sich auf eine Bank in den Anlagen und kaute an dem mitgenommenen Brot.

Und mit jedem Bissen würgte er ärger an der Bitterkeit, die in ihm aufgestiegen war und ihn wie Gift durchdrang. Dies Brot hatte Marie verdient, seine Frau, die seit Wochen für ihn arbeitete, ihn miternährte.

Es dünkte ihn eine Schande.

Es untergrub sein Selbstbewußtsein und weckte die Scham in ihm; trieb ihn, sobald er daran dachte, zu jagender Hast auf: Arbeit! Arbeit um jeden Preis!

Und er lief die Straßen auf und ab, ab und auf — wie seit Wochen.

Wenn sie sich dann am Abend in der Wohnung wiedersahen, blickte die Frau ihn nur an. Warum fragen? Sie wußte auch so Bescheid. Sah es an seinem finsteren, unglücklichen Gesicht, an seiner trübseligen Miene oder stillen Wut, die in ihm arbeitete. Sah, daß auch dieser Tag wieder eine Niete für ihn gewesen war. Eine Niete in der betrügerischen Lotterie dieses Daseins.

— — —

Und nun?

Was war das?

Hatte er doch plötzlich einen Gewinn gegriffen?

Gerade jetzt, da die Hoffnung am Morgen schon so klein und nichtssagend war, daß es als ein Wunder erschien, wie sie ihn noch bis zum Abend durch die Straßen trieb.

Aber was sollte es sonst sein?

Als Marie an diesem Abend nach Hause kam, erwartete er sie schon mit einer fröhlichen, seltsam-fröhlichen Miene.

Und sie brauchte auch heute nicht zu fragen.

„Arbeit, Mutter, Arbeit," sagte er.

„Is ja woll nich möglich, Franz!"

„Ja." Er machte ein ernstes und bedeutsames Gesicht. „Viel Arbeit, Mutter."

„Jetzt? Wo doch Krieg is? Wo ich schon jar nich mehr dachte, daß —? Wo woll viele rausfliegen, aber keiner 'reinkommt?"

„Janz richtig, Marie, aber —". Er suchte nach Worten und schien ein wenig verlegen.

„Aber nu rede doch, Franz! Wo ist es — und auf längere Zeit?"

„Wie lange, weiß ich nicht. Und wo — das erfahr' ich erst noch. Pack' mir nachher zwei Hemden ein, zwei Paar Strümpfe und so weiter."

„Nach außerhalb, Franz?"

„Ja — hm — nach außerhalb, Marie."

„Aber nu sag' doch —"

„Ja lieber erst Abendbrot, Mutter. Sonst verschlägts Dir vielleicht den Appetit."

„Wie so? Du meinst, weil Du weg mußt? Ja, hübsch is es nich, Franz. Aber wenn's was Dauerndes is, kann ich ja nachkommen. Ich arbeit' ja gerne, aber nu kann ich's Dir woll sagen: es ist keine Kleinigkeit für 'ne Frau, wenn sie alles allein schaffen soll."

Er atmete auf: „Na, dann wirst Du mir ja recht geben."

Sie blickte ihn forschend an: „Ich versteh' Dich nich, Franz. Wieso soll's mir nich recht sein, wenn Du Arbeit hast?" Sie schüttelte den Kopf. „Du, das kommt mir gar nich richtig vor."

„Laß uns man erst essen."

— — —

Als sie gegessen hatten, zögerte Franz Zöllner noch immer. Er rutschte auf dem Stuhle hin und her und blickte nachdenklich vor sich hin.

Bis Marie sehr nachdrücklich fragte: „Na?!"

Da sagte er, geradeaus vor sich hinstierend: „Ich hab' mich freiwillig gestellt."

Sie schoß von ihrem Stuhl empor, die Faust auf dem Tisch: „Was hast Du?!"

Er sah sie wie aus der Ferne an und nickte: „Ja. Es hilft nichts, Marie."

„In den Krieg willst Du?" Ihre Mienen verzerrten sich vor Angst.

„Es ist die einzige Arbeit, die sich finden konnte."

„Mann! — Mann!!"

Er ergriff ihre Hand und streichelte sie.

„Da ist für jeden gesorgt, Marie. Man hat sein Brot, sein Leben."

„Sein Leben?" Sie schrie schluchzend auf. „Und wenn sie Dich totschießen, Franz?"

Er blickte geradeaus an die Wand und sagte leise: „Dann brauchst Du bloß für einen zu arbeiten, Marie, für Dich."

Pan.

Schlachtfeldvergiftung.

Um das Jahr 1855 schrieb ein Mitkämpfer des Krimkrieges: „Diejenigen Männer, welche bis vor kurzem noch unsere tapferen Soldaten waren, sind jetzt unsere verderblichsten Feinde. Ihre Leiber, dünn oder gar nicht mit Erde bedeckt, hauchen ein pestilenzialisches Miasma aus, welches so sicher wie Pulver und Blei tötet. Zwar ist ein Bischof gesendet worden, um die Gräber einzusegnen, in denen man die Leichen auftürmt, aber die Ansteckung trotzt der Einsegnung wie dem Weihwasser. Unsere eigenen Verbündeten, die uns bis zum Tode treu waren, die uns mit ihren Schwertern retteten, sie vergiften uns durch ihre Fäulnis. Die Leiche des Schlachtrosses, welches seinen Reiter tapfer durch den Tag von Balaklava trug, liegt am Wege und zieht seinen siegreichen Reiter nachträglich zum unvermeidlichen Fatum hinab."

Zwei Jahre nach dem französischen Feldzuge gab ein Arzt die Eindrücke, welche er vom Kriegsschauplatz mitgebracht hatte, in folgender Schilderung wieder:

„Das Bild eines Schlachtfeldes! Wie ergeht sich die Kunst, unseren Augen die Eigentümlichkeit eines Kampfplatzes zum Ausdruck zu bringen, und wie weit bleibt sie von der Lösung ihrer mühevollen Aufgabe entfernt! Wie beredt wird die Feder des Schriftstellers, wenn sie die grausigen Szenen fesselloser Blutgier vor die Seele führt, und wie bleich bleibt das Bild gegenüber eigenen Erlebnissen! Das Schlachtfeld bleibt eben eine unaussprechliche Negation alles Menschlichen."

Gewiß würden diese beiden Autoren, wenn sie heute unter den noch lebenden Kriegsteilnehmern eine Umfrage hielten, manches Wort der Bestätigung hören, und ich selber, so schrieb Oberstabsarzt Dr. Blau vor zwei Jahren im „Militärwochenblatt", kenne Persönlichkeiten, denen man nach den 70er Kriegen noch jahrelang das Wort „Schlachtfeld" nicht nennen durfte, ohne in ihnen Schauder der Erinnerung zu erwecken.

Die gesundheitliche Gefährdung, welche von Schlachtfeldern ausgeht, ist groß und die Verseuchung der Gegenden, in welchen sich Kämpfe abgespielt haben, bleibt vielfach nicht nur lokal beschränkt. Das lehrt uns zum Beispiel die Tatsache, daß sich nach den Tagen von Sedan eine umfangreiche Vernichtung der Fischbestände in Belgien bemerkbar machte, erzeugt durch die zahllosen, zum Teil durch Erschießen in die Maaß gestürzten Pferdekörper und deren vergiftende Fäulnisprodukte. Fürst Orloff, der russische Gesandte, welcher zum Studium des Schlachtfeldes die Gegend von Sedan besuchte, führte in seinem Bericht vom 12. Mai 1871 auch eine Epidemie aus dem asiatischen Rußland an, welche auf Myriaden von Insektenschwärmen von allen Schlachtfeldern des benachbarten Persiens zurückgeführt wurde.

Den Seuchengefahren des Schlachtfeldes entgegenzutreten, ist eine Aufgabe, der sich die Heeresleitungen wohl bewußt sind. Dienstvorschriften, wie die Kriegssanitätsordnung usw., geben Anweisungen, wie die Körper der gefallenen Menschen und Pferde, die Abfälle der Feldschlächtereien und Feldküchen, die Exkremente und der Kehricht der großen Lagerplätze beseitigt und unschädlich gemacht werden können. Ob das bei den heutigen Massenheeren und bei den Riesenopfern der modernen Schlachten in vollem Umfange möglich sein wird, ist eine große Frage.

Bei allem bleibt der wichtigste und ausschlaggebendste Punkt die Frage: Wie ist mit den Gefallenen zu verfahren?

81]

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Hardt.

Nun war Langerichtsrat Larras zu Ende. Er hatte die letzten Worte mit bekümmerter Stimme vorgelesen: „Wenn Du zum Notar gehtst, nimm Maud mit. Sie soll eine helle Bluse anziehen, Du weißt, alte Herren sind so wunderlich."

Da brach der Unwille los. Rufe wurden laut, einige Personen waren aufgestanden, sie wollten doch sehen, was Felix Blinker für ein Gesicht machte — „Nettes Früchtchen," rief eine Stimme.

Staatsanwalt Diestel war aufgesprungen.

Der Vorsitzende hob die Hand. — „Das Publikum hat sich ruhig zu verhalten." — Dann zum Zeugen Felix Blinker gewendet — „Geben Sie zu, diese Briefe geschrieben zu haben?"

Er stand unbeirrt da. Was tat ihm das? Und gleichmütig antwortete er „Ja."

„Was war der Zweck dieser Briefe?"

Felix Blinker schwieg, er nahm den Klemmer ab, blinzelte mit den Augen, dann sagte er ruhig: „Kein besonderer. Ich schreibe sehr oft meiner Mutter und es ist sehr wohl erklärlich, daß ich ihr auch einen Rat gebe, wenn es sich um Angelegenheiten handelt, die sie nicht versteht."

Staatsanwalt Diestel nickte lebhaft mit dem Kopf.

„Man könnte allerdings der Ansicht sein, daß in diesen Briefen mehr als ein Rat erteilt wird," meinte der Vorsitzende trocken und zur Zeugin gewendet — „Geben Sie zu, diese Briefe erhalten und gelesen zu haben?"

„Ja, mein Sohn schreibt mir sehr oft und ich tue nichts, ohne seinen Rat zu hören."

„Das ist Ihr gutes Recht. Ich mache Sie aber nachdrücklich und eindringlich darauf aufmerksam, daß Sie jetzt, hier an dieser Stelle, jedes Wort, das Sie aussagen, beschwören müssen und nur das aussagen dürfen, was auf Ihrer eigenen Wahrnehmung beruht." — Der Vorsitzende sagte das sehr ernst und sah die Zeugin voll an. — „Ich will zunächst einige bestimmte Fragen an Sie stellen. Haben Sie Vermögen?"

„Mein Vermögen ist beim Zusammenbruch der Bank von Webster Co. veruntreut worden. Es war sehr bedeutend."

„Und jetzt haben Sie kein Vermögen?"

Die Zeugin schwieg, dann sagte sie leise: „Nein."

„Ihr Sohn unterhält Sie?"

„Ja."

„War Ihnen der Erwerb der Schäfferschen Hypothek durch Ihren Sohn vor der Unterredung mit dem Angeklagten bekannt?"

„Nein, aber wenn mein Sohn die Hypothek für mich erworben hat, ist es ganz in Ordnung. Er hat Generalvollmacht für mich. Ich verstehe gar nichts von Geschäften."

„Die Anzahlung ist durch Ihren Sohn erfolgt?"

„Ich glaube."

„Mit Ihrem Gelde?"

„Ja, mein Sohn hat es mir nachher gesagt. Er verwaltet mein Vermögen."

„Sie haben doch keines."

„Aber mein Sohn besorgt für mich Geschäfte. Das ist doch dasselbe."

„So — so so — und wie war der Vorgang in Montreux?"

Die Zeugin richtete sich auf, sie sprach jetzt lebhafter, sie sah gar nicht mehr so müde und abgespannt aus.

„Dr. Werner suchte mich in meiner Pension auf. Er gab sich als Anwalt meines Sohnes zu erkennen. Deshalb hatte ich Vertrauen zu ihm. Er brachte mir zunächst Grüße von meinem Sohn und dann sagte er plötzlich, daß Felix verhaftet sei und seine Sache sehr schlimm stehe. Das traf mich wie ein Donnerschlag, ich war wie gelähmt und verstand gar nicht, was er sagte."

„Und als Sie wieder — verstehen konnten, was sagte er, was wurde dann gesprochen?"

„Dann erzählte er, mein Sohn habe seine Frau ruiniert und lasse sie jetzt pfänden und wolle sie um ihr Letztes bringen. Das konnte ich gar nicht glauben, denn Felix war immer so besorgt gewesen um diese Frau und hat überreich für sie gesorgt. Da legte mir Dr. Werner einige Briefe oder so etwas Aehnliches auf den Tisch. Ich sollte mich selbst überzeugen. Aber ich verstehe nichts von solchen Skripturen und sagte ihm das auch. Da meinte er, mein Sohn habe eine Hypothek oder etwas Derartiges in meinem Namen erworben, ob ich diese nicht zurückgeben wollte. Ich war ganz in Schmerz verloren um meinen Sohn, meine Gedanken waren nur bei ihm. Das muß Dr. Werner als Weigerung aufgefaßt haben. Er rief mit drohender Stimme und erhobenem Arm: „Wenn Sie die Hypothek nicht sofort zurückgeben, rufe ich die Polizei und lasse Sie verhaften und nach Dresden ausliefern. Wir haben ja Gott sei Dank noch Auslieferungsverträge mit der Schweiz." — Da war mein Widerstand gebrochen. Ich hatte solche Angst. Wie sollte ich diese Schande überleben. Da habe ich zu allem ja gesagt, was Dr. Werner von mir forderte."

Die Zeugin schluchzte und hielt die Hände vor das Gesicht.

Der Vorsitzende wartete einige Augenblicke, er ließ die Zeugin nicht aus dem Auge.

„Dann haben Sie eingewilligt, die Urkunde zu unterschreiben? War das am Nachmittag, als der Angeklagte Sie in der Villa aufsuchte, oder war das am nächsten Tag auf dem Weg zum Notar?"

Die Zeugin ließ die Hände vom Gesicht fallen — „Wasser please!"

Auf einen Wink des Vorsitzenden brachte der Saaldiener ein Glas Wasser. Frau Blinker faßte mit beiden Händen das Glas und nahm einen Schluck.

„Antworten Sie jetzt auf meine Frage."

„I beg you pardon. Ich habe nicht verstanden. Die Erinnerung! Die Erinnerung ist so furchtbar."

Dr. Renker hatte ein Buch aufgenommen, das vor ihm lag, und schlug es auf den Tisch. „Komödiantin," murmelte er, doch so laut, daß Justizrat Lossa sich räusperte und ihn von der Seite ansah. Das Gesicht des Vorsitzenden blieb unbeweglich.

„Wollen Sie uns nun sagen, wann dieser Widerstand gebrochen war, am Nachmittag oder am Vormittag?"

„Oh, gleich wie Dr. Werner kam. Ich war ganz gebrochen und verängstigt."

„Das haben wir schon gehört. Es ist aber auffallend, daß Fräulein Maud davon nichts ausgesagt hat."

„Dann ist es am nächsten Vormittag gewesen. Ja, ja, ich besinne mich jetzt ganz genau, es war auf dem Wege zum Notar."

„Aber bei dem Notar sollen Sie ganz gefaßt gewesen sein, wie aus den Aussagen des Notars hervorgeht. Sie haben keinerlei Erregung gezeigt und als Grund Ihrer Abtretung Rücksichten auf ihre frühere Schwiegertochter angegeben."

„Man hat doch eine gute Erziehung genossen, um sich vor fremden Menschen nichts anmerken zu lassen."

„So so — haben Sie dem Angeklagten einen Brief Ihres Sohnes gezeigt und gab dieser Brief nicht Anlaß zu einer Bemerkung des Angeklagten?"

„In dem Briefe teilte mir mein Sohn mit, daß er ein Geschäft für mich abgeschlossen hätte."

„Und was sagte der Angeklagte darauf?"

„Er meint, ich solle mir den Brief gut aufheben, er könnte mir nützen. Ich habe aber nicht verstanden, was er damit meinte."

Landgerichtsdirektor Krantz sah vor sich hin, dann hob er den Blick und sagte: „Ich mache Sie nochmals auf die Heiligkeit des Eides aufmerksam. Haben Sie die volle Wahrheit

So verschieden die Völker, so mannigfach der Modus der Bestattung.

Wer die Dresdener Ausstellung 1911 besucht hat, dem werden noch die „Türme des Schweigens" in Erinnerung sein, die ernste Totenburg, wo das Volk der Parsen seine Abgeschiedenen in freier Luft bestattet, damit die Vögel als Sendboten des Himmels auch die sterblichen Reste der Heimat wieder nahebringen. —

Wer den russisch-japanischen Krieg verfolgt hat, kennt vielleicht den Brauch, daß den Kämpfern des religiösen japanischen Volkes vor der Bestattung der Kehlkopf und ein Teil der Haare genommen wird, um in die Heimat entsendet zu werden.

Es gibt für Kulturvölker drei Möglichkeiten: die Beerdigung, die Verbrennung und die Kombination beider Bestattungsarten.

Bei großen Schlachten mit Massenverlusten, bei Belagerungen, bei irregulären Verhältnissen und bei Bodenformationen, die das Begraben in einer Weise erschweren, daß Zeit und Kräfte der Lebenden in unverhältnismäßigem Grade absorbiert werden, kann an eine Beerdigung nicht gedacht werden.

In diesen Situationen ändern sich die Verhältnisse völlig. Nicht vergessen sind die Bilder, wie in und um Metz, besonders da, wo die Armee Bazaines gelagert hatte, geradezu pestilenzialische Verhältnisse herrschten. Nicht umsonst stehen in älteren Kriegsberichten grauenhafte Schilderungen zu lesen, wo halbverscharrte Soldatenleichen auf den Kehrichthaufen der Häuser gefunden wurden, und nichts mindert die Bedeutung der Tatsache, welche Ende 1870 die Kanton-Polizeikommissare im Auftrag der deutschen Regierung feststellten: „daß von der Schlacht vom 16. August allein im Kanton Gorze gegen 14 000 Soldatenleiber, insgesamt auf den Schlachtfeldern aber etwa 30 000 Menschen, zum Teil kaum mit Erde bedeckt" waren, daß in einzelnen Kantonen „die Brunnen nicht mehr zu benutzen seien" und verschiedentlich die Sterblichkeit zunehme.

Diese Zahlen sprechen eine fürchterliche Sprache und dienen gewiß nicht dazu, die Beerdigung als den allein heilbringenden Bestattungsmodus auf den Schild zu heben.

Es kommt übrigens ein wirtschaftlicher Grund hinzu. Wird nach größeren Schlachten der Boden mit zahlreichen Einzel- und Massengräbern durchsetzt, so bedeutet dies für die Anwohner, auf denen das Joch des Krieges schon reichlich schwer zu lasten pflegt, eine große Entwertung des Gebietes auf Jahre und Jahrzehnte hinaus. Die Menschen müssen doch, wenn sie nicht aussterben wollen, den Boden der Kultur wieder nutzbar machen, müssen säen, pflanzen und ernten!

Wenden wir uns nun zu der Frage der Feuerbestattung im Kriege.

Die Vorgänge aus dem Altertum, der Holzstoß der Griechen und Troer, der Scheiterhaufen der Goten, das Wikingerschiff der nordischen Helden, sind Gemeingut aller Gebildeten geworden und brauchen hier nicht genannt zu werden.

Kriegsgeschichtlich bemerkenswert aber und weniger bekannt sind Beispiele wie das der Spanier, die bei Tarragona vom 18. Mai bis 30. Juni 1811 6000 bis 6500 Gefallene einäscherten, und das der Russen, die 1812 die Leichen der Franzosen auf dem napoleonischen Rückzug verbrannten. Nach der Schlacht bei Paris am 30. März 1814 wurden wegen der plötzlich einsetzenden Hitze die Leichen nach Montfaucon gebracht und dort, 4000 an der Zahl, auf zehn Eisen- und Steinrosten eingeäschert. Im Jahre 1892 führte auch General Dodds in Dahomey das Verbrennungsverfahren systematisch und mit aller Strenge durch.

Zugelassen ist die Einäscherung im Felde bei verschiedenen Kulturstaaten Europas, in Deutschland als Ausnahme, bei den Japanern ist sie in reguläre und obligatorische Formen gekleidet.

Begreiflicherweise hat die Technik der Feuerbestattung sich auch bereits der Frage von feldmäßigen Verbrennungsöfen bemächtigt. Ein einfaches Prototyp dafür stellt der Siemensche Ofen dar, bestehend aus einer Feuergrube mit Rost aus Eisenstäben und darüber geschichteten Feldsteinen, die sich binnen einer Stunde zur Hellrotglut erhitzen. Die den Körpern mitgeteilte Heißluft soll die verbrennbaren Teile vollkommen vernichten.

---

gesagt und nur das, was Ihnen ohne fremde Hilfe im Gedächtnis geblieben ist?"

„Die volle Wahrheit."

Justizrat Losso erhob sich und bat um das Wort: „Ich finde zwischen den heutigen Aussagen der Zeugin und ihren früheren Bekundungen einige Widersprüche, die aufzuklären der Verteidigung wünschenswert erscheint. Ich werde daher die Aussagen aus den Protokollen der Zeugin vorhalten — zur Auffrischung ihres Gedächtnisses."

Die Auffrischung des Gedächtnisses der Zeugin mißlang aber vollständig: Durch Justizrat Losso in die Enge getrieben, flüchtete sie sich in die Ausrede — „Ich kann mich heute nicht mehr auf meine damaligen Aussagen besinnen. Aber ich habe die volle Wahrheit gesagt . . ."

„Dann müssen Sie früher die Unwahrheit gesagt haben, denn es gibt nur eine Wahrheit. — Geben Sie wenigstens zu, daß Dr. Werner, als Sie ihm den bekannten Brief vorlegten, sich viel bestimmter ausgedrückt hat, wie Sie heute bekunden. Er hat Ihnen gesagt, heben Sie sich diesen Brief gut auf, er ist ein Beweis für Ihre Unschuld."

„Ja, so ungefähr hat er gesagt."

„Sie waren also der Ansicht, daß Dr. Werner nicht glaubte, daß Sie an den Betrügereien, pardon, ich will sagen, an dem, was Ihr Sohn getan hatte, beteiligt waren?"

„Nein, wie konnte er das denken."

„Und unmittelbar darauf drohte er Ihnen mit Verhaftung und Auslieferung? Haben Sie da nicht geantwortet, „Wie kommen Sie dazu, mir mit Verhaftung zu drohen, wenn Sie wissen, daß ich unschuldig bin?" Das wäre doch die logische Antwort auf seine Drohung gewesen."

Die Zeugin schwieg, dann sagte sie eigensinnig: „Er hat mir aber gedroht. Ich hatte solche Angst."

Und mehr war aus der Zeugin nicht herauszubekommen.

Während der Vernehmung saß Frank Werner in der Bank zurückgelehnt, er konnte zwischen den Schultern von Dr. Renker und Justizrat Losso hindurch den Kopf von Frau Blinker sehen und schaute unverwandt dorthin. Aus seinem Bewußtsein schwand die Empfindung, daß dort auf dem Stuhle eine Frau saß, die ihn verderben sollte. Die Worte kamen kaum sinngemäß an sein Ohr. Er sah nur das schmale, alt gewordene Gesicht mit dem weißen, glatt zurückgestrichenen Haar unter dem altmodischen Kapothütchen. Und das Bild zerrann in einen flimmernden Nebel und formte sich neu zu einem anderen Kopf und so lebendig, daß er auch die Stimme seiner Mutter zu vernehmen glaubte. Eine unendliche Wehmut hüllte ihn ein und trug ihn weit fort. Er seufzte tief auf, so schmerzlich, daß sich Dr. Renker besorgt umwendete. Da hörte er eine andere Stimme, in harten Schwingungen kamen die Worte zu ihm, wie etwas Feindliches . . .

„Würden Sie Ihren Sohn vor der Abtretung um Rat gefragt haben, wenn Sie ihn hätten sprechen können?"

„Natürlich hätte ich meinen Sohn vorher gefragt."

Was war das? Was sollte diese Frage? Frank Werner war ganz wach. Aber schon sprach der Vorsitzende: „Wenn keine weiteren Fragen gestellt werden, schließe ich die Beweisaufnahme und erteile der Staatsanwaltschaft das Wort."

(Forts. folgt.)

Die Behandlung der Schußwunden.

Der Generalarzt von Angerer hat in der Landärztlichen Beilage, die von der Münchener Medizinischen Wochenschrift herausgegeben wird, einen Aufsatz „Ueber die Behandlung von Schußwunden im allgemeinen" veröffentlicht, wobei auch auf persönliche Erfahrungen aus dem Krieg 1870/71 zurückgegriffen werden konnte. Daraus geht erst mit voller Klarheit hervor, wie sich die Schußverletzungen selbst und insbesondere ihre Behandlung geändert haben. Abgesehen von den Gelegenheiten zur Beobachtung während der späteren Kriege kann auch die Chirurgie zu Friedenszeiten als eine ausreichende Vorbildung betrachtet werden, und der Generalarzt spricht geradezu aus, die Kriegschirurgie sei in der Hauptsache nichts anderes als die Chirurgie des Friedens.

Unter den Wandlungen, die sich in den letzten 50 Jahren vollzogen haben, ist diejenige in der Untersuchung der Wunden besonders hoch zu bewerten. Wenn man bedenkt, daß man damals vorschriftsmäßig die Wunden mit Sonden und Fingern auszukundschaften hatte, wobei der Schußkanal oft gespalten werden mußte, und daß auch das Herausziehen von Geschossen als eine unerläßliche Aufgabe erschien, so wird man den Fortschritt, der allein durch die Röntgenuntersuchung geschaffen worden ist, im ganzen Umfang verstehen. Vor allem aber kommt die aseptische Wundbehandlung hinzu, die unzählige Menschenleben zu retten imstande ist. War doch früher die Ansteckungsgefahr durch die Verwundung viel schlimmer als diese selbst.

Was die Wirkung des kleinkalibrigen Geschosses betrifft, so prägt Angerer den grundlegenden Satz, daß Schußwunden mit kleiner Einschuß- und kleiner Ausschußöffnung keine Infektion befürchten lassen, obgleich die Kleider und die Haut durchschlagen und dadurch vielleicht einige krankheitserregende Keime in die Wunde gelangt sind. Man kann darauf bauen, daß diese wenigen Keime von den Abwehrmitteln des Körpers unschädlich gemacht werden. Infolgedessen würde eine Infektion und dadurch ein schlimmer Verlauf nur bei einer unzweckmäßigen Behandlung eintreten. Das Geschoß selbst scheint meist steril zu sein, einmal wegen der Erhitzung, die es im Gewehrlauf erfährt, ferner auch wegen einer gewissen bakterienfeindlichen Eigenschaft des Metalls. Der Kriegschirurg wird daher heute nicht mehr nach steckengebliebenen Kugeln suchen, auch nicht einmal nach etwa mitgerissenen Fremdkörpern, da durch solche Eingriffe eine Verschlimmerung herbeigeführt werden kann, die durch den Nutzen gar nicht aufzuwiegen ist. Die Schußkanäle werden auch nicht mehr durch Einspritzung antiseptischer Lösungen desinfiziert, noch mit einer „Drainage" versehen.

Hat eine Wunde dagegen einen großen Einschuß und noch größeren Ausschuß, so muß das Eingreifen gründlicher erfolgen, um das unbrauchbar gewordene Gewebe der Weichteile zu beseitigen. Die Benutzung der sogenannten physiologischen Kochsalzlösung ist zur Reinigung ein vorzügliches Mittel. Für Knochenverletzungen gelten selbstverständlich noch andere Regeln, die in ihren Einzelheiten nicht wiedergegeben werden können. Hervorgehoben sei nur noch, daß auch Darmverletzungen, sowie Brustschüsse ohne Operation durchaus nicht hoffnungslos sind. Ist eine Wunde infiziert, so bekommt der Chirurg naturgemäß mehr zu tun. Die Biersche Stauung wirkt dabei sehr günstig, auch eine Heißluftbehandlung. Die Desinfektion der Hände des Chirurgen selbst ist naturgemäß ungeheuer bedeutsam. Aber auch in dieser Hinsicht sind vorzügliche Mittel verfügbar. Die Betäubung bei Operationen wird am besten mit einer Mischung von Chloroform, Aether und Sauerstoff geschehen, wobei eine genaue Abmessung des Betäubungsmittels möglich ist. Auch wird man jetzt in vielen Fällen mit einer örtlichen Betäubung der verletzten Körpergegend auskommen. Ist der Blutverlust sehr schwer, so muß an einen Ersatz gedacht werden, entweder durch gesundes Blut oder durch Kochsalzlösung.

Kleines Feuilleton.

Pflicht und Reklame.

Gegen die elenden Wichte, die die schweren Zeitläufte benutzen, um für sich irgend einen Reklamewert herauszuschinden, richtet Artur Holitscher im „Berliner Tageblatt" ernste und kräftige Worte:

„In diesen Tagen tut jeder seine Pflicht. Ein Schurke, der sich weigert, seine Pflicht zu tun. Es versteht sich, daß es heute nur eine Pflicht gibt, und zwar die gegen die Gesamtheit. Berufe durch persönliche Veranlagung oder durch das Gesetz von Angebot und Nachfrage auferlegt, treten zurück vor dem einen Beruf, den jedermann in sich fühlen muß, der Menschenantlitz trägt. In allen Richtungen der Windrose stehen Männer und Frauen auf ihren Posten, schweigend, ernst und entschlossen. Keiner spricht von dem, was er zu tun gedenkt, denn das ist selbstverständlich wie Atemholen. Keiner wird so vermessen oder hirnverbrannt sein, sich dessen zu rühmen, was er vollbringt oder zu vollbringen im Begriff steht, denn es ist die Pflicht von jedermann.

Indes, es steigt einem die Schamröte ins Gesicht, die Züge verzerren sich vor Abscheu, wenn man in den Zeitungen kleinen und größeren Notizen begegnet, in denen aufdringlich verzeichnet steht, daß dieser und jener, diese oder jene im Begriff stehen, seine oder ihre Pflicht zu tun. In diesen Tagen gilt der Laternenanzünder und der Schriftsteller, die Zeitungsausträgerin und die Schauspielerin, Kutscher und Künstler gleich. Keiner hat mehr hinzugeben als sein Leben, keiner darf weniger dem Gemeinwohl anbieten als sein Leben.

Eines der trostlosesten Zeichen seelischer Verrohung ist es, in solchen Tagen aus der Erfüllung seiner Pflicht Kapital zu schlagen für die eigene Person. Ueber die Köpfe gefallener, stummer Soldaten, vor Müdigkeit zertrümmerter, zarter, schweigender Frauen weg ein feiles Geschrei zu erheben, das die Taten künden soll, die man begehen wird oder zu begehen gedenkt —!

Die Tauentzienstraße und der Kurfürstendamm, auf dem sich abscheulich prunkende Zuhausegebliebene tummeln, hat sein Gegenstück in so vielen Zeitungsspalten unter und über dem Strich, in denen man die schamloseste Selbstberäucherung und verstecktes Geschäftemachen mit steigendem Ingrimm beobachten kann.

Es heißt, die stummen Helden und Heldinnen vor der Front entweihen, wenn man es sich ausmalt, daß die Maulhelden und Maulheldinnen sich bald unter sie mengen werden. Zum Glück jener aber sei es mitgeteilt, daß die meisten Verbreiter dieser Reklamenotizen abends um 6 Uhr wohlbehalten, geschniegelt und gebügelt auf den bekannten Spazierwegen zu sehen sind. . . .

Nachrichtenübermittlung bei der französischen Luftflotte.

Bei den großen Erwartungen und Hoffnungen, die Frankreich in dem jetzigen großen Entscheidungskampf an seine Aeroplane knüpft, ist es nicht ohne Interesse, einiges über die Art und Weise der Uebermittlung der Beobachtungen des Piloten oder seines Begleiters an die Truppenführer mitzuteilen.

Alle Hilfsmittel, die die heutige Militärluftschiffahrt zur Nachrichtenübermittlung zur Verfügung hat, sind größtenteils noch unzulänglich und ihre Anwendung von Zufälligkeiten aller Art abhängig. Die gewöhnliche Drahttelegraphie und -telephonie scheidet naturgemäß gleich von vornherein aus — die akustischen Signale sind nur in ganz beschränktem Maße zulässig, etwa nur beim Fluge in geringer Höhe, um so eine Landung unnötig zu machen. Die optischen Signale sind hier vielleicht das einzige, was einigermaßen Erfolg verspricht, vor allem sind sie bei Aufklärungsflügen der Artilleriefluggeuge von großer Bedeutung, damit der Batteriechef rasch und sicher die vorgekommenen Abschätzungsfehler berichtigen kann.

Auf dem Bregueteschen Flugplatz bei Versailles sind nun kurz vor Ausbruch des Krieges vom französischen Kriegsminister Versuche mit einem einfachen Lichtsignalapparat veranstaltet worden, die einen vollen Erfolg bedeuten und allgemein in der französischen Luftflotte Verwendung finden.

Der Hauptteil des Apparates besteht aus einem ungefähr zwanzig Liter fassenden, mit Ruß angefülltem Behälter, der unter dem Flugzeug angebracht ist und in einem mit einem Ventil verschlossenen Rohre endigt; dieses kann vom Piloten durch einen Hebel geöffnet und verschlossen werden. Im Behälter herrscht ein Druck von etwa 1 Kilogramm. Oeffnet man das Ventil, so fällt der Ruß heraus und verursacht schwarze, lange sichtbare Rußwolken, größere oder kleinere, je nach der Dauer des Oeffnens des Ventils. Mit den auf diese Art erzeugten Flecken zeichnet der Pilot wie beim Morsealphabet in der Luft schwarze Punkte und Striche, und der auf der Erde stehende Beobachter kann den Batterien leicht die Berichtigungen mitteilen. Die Zeichensprache braucht nur vorher vereinbart zu werden. Auch Angaben über Truppenbewegungen des Gegners, seine Stärke usw. können auf diese Weise schnell verraten werden.

Bei den oben angedeuteten Versuchen waren die schwarzen Punkte und Striche dieses optischen Telegraphen trotz heftigen Windes noch volle zwei Minuten vollkommen sichtbar und erkennbar, nachdem das Flugzeug längst außer Sehweite war.

Bilderstürmer.

Aus dem Berliner Kupferstichkabinett kommt die Nachricht, daß auf Beschwerden des Publikums die bisher ausgestellten Lithographien von Daumier und Holzschnitte von Doré zurückgezogen worden sind. Man kann gespannt sein, ob die Herren, die bisher eifrig über Kunst schrieben, gegen solche Bilderstürmerei die notwendigen Worte finden werden. Wir führen Krieg; diesem unheilvollen Zustand müssen wir uns fügen. Wir möchten, so weit wie irgend möglich, den Krieg, in den wir gestürzt wurden, zivilisiert geführt wissen, wir möchten ihn aus dem Bereich der Waffen nicht in die Welt der Kultur einbrechen sehen. Französische Kanonen und russische Spieße sollen jetzt abgetan werden; gegen Daumier, der einer der ganz Großen der Kunst ist, zu kämpfen, ist eine Lächerlichkeit. Nur nationale Hysterie kann davon faseln, daß nach dem Kriege, nach dem Siege ein völlig neues Deutschland beginnen werde, ein Deutschland, losgelöst von aller geschichtlichen Gewöhnung und triumphierend über die Völker der Erde. Das gerade war die Macht des deutschen Geistes von jeher, daß er naiv und darum fruchtbar das Höchste und Schönste, was die Menschheit hervorgebracht hat, verehrte und in sich hineinzog. Wollen wir wirklich jetzt anfangen, Shakespeare zu verleugnen, Newton und Darwin abzuschwören; wollen wir Dostojewski und Tolstoi ächten; sollen wirklich die Maler, die jeder ehrliche Kenner die Väter aller europäischen Gegenwartsmalerei nennen muß, plötzlich geschmäht werden? Gegen solche Spießbürgerei müssen wir uns rechtzeitig schützen. Die Gothik, die heute ein Symbol des Deutschtums ist, kam aus Frankreich; nirgend hat die Bibel, die doch schließlich ein hebräisches Buch ist, so tiefe Wurzeln geschlagen wie in deutschen Herzen. Jede Absicht, uns eine nationale Reinkultur nach dem Ideal der Jägerhemden aufzuschwindeln, ist gerade um der deutschen Art willen zurückzuschlagen.

R. Br.

Der Alkohol im Kriege.

Des öfteren ist jetzt von den militärischen leitenden Kreisen davor gewarnt worden, den Kriegern bei ihrem Durchmarsch irgend welche alkoholischen Getränke zu reichen, weil ihre Ausdauer und Tüchtigkeit dadurch geschwächt wird. Welch schwere Schädigungen der Genuß von Alkohol für die Disziplin und die Leistungsfähigkeit eines Heeres mit sich bringt, ist von fachmännischer Seite in jüngster Zeit besonders hervorgehoben worden. So sagt Dr. Leitenstorfer: „Der Alkohol schläfert ein und steigert den Durst, Tee und Kaffee aber stillen ihn. Und ein Heer, das keinen Alkohol konsumiert, ist immer an Willensstärke, Ausdauer und moralischem Werte dem Heere überlegen, wo er reichlich konsumiert wird. Die Ausdauer gegen Kälte und große Hitze sowie die während des Marsches war immer größer bei Abstinenten". Auch die Treffsicherheit der Soldaten wird durch den Alkohol beeinträchtigt und die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten ist, wie englische Aerzte gezeigt haben, bei Trinkern sehr viel geringer. So betrug z. B. der Prozentsatz der Erkrankungen im indischen Heere bei Abstinenten 5,5 und bei Nichtabstinenten 10. Eingehende interessante Mitteilungen zu diesem Thema hat auf Grund seiner Erfahrungen im Balkankriege der serbische Stabsarzt Popovic in einem Aufsatz der „Umschau" gemacht. Ein Paragraph der serbischen Kriegsgesetze befiehlt, „jeden Gebrauch von Alkohol vom Heere vollständig fernzuhalten". In den anderen Balkanländern besteht diese Vorschrift nicht, und ebenso geben sich die türkischen Soldaten dem Alkoholgenuß hin, denn wenn der Koran auch den Wein verbietet, so glauben sie doch, Schnaps und Bier ruhig trinken zu können. Die serbischen Soldaten lebten während des Krieges fast abstinent, weil sie sich alkoholische Getränke nur schwer verschaffen konnten und offiziell nur Tee und Zucker oder durch das serbische Rote Kreuz „Polanka-Mineralwasser" erhielten. Häufiger schon tranken die serbischen Offiziere Wein. Durch das Trinken der Offiziere sind übrigens mehrere schwere Schädigungen der serbischen Armee im Kriege vorgekommen, von denen Popovic zwei anführt. Im bulgarischen Heer wurde auch von den gemeinen Soldaten täglich Branntwein getrunken, und die Soldaten erhielten sogar vor einem gefährlichen Angriff Kognak. Ihre Leistungen blieben deshalb hinter denen der nüchternen serbischen Soldaten vielfach zurück; die Disziplin und die Operationsresultate des bulgarischen Heeres wurden dadurch schwer geschädigt. So erlitt z. B. die Armee des Generals Ratintscher, die sich vor dem entscheidenden Kampfe betrunken hatte, eine vernichtende Niederlage. Nach den Beobachtungen vieler Aerzte wüteten alle Epidemien vielmehr bei Mannschaften, die aus wein- und schnapsreichen Gegenden stammten, als bei denen aus nüchternen Provinzen. Auch die Heilung von Wunden wurde durch Alkoholgenuß gehemmt, so daß den Verletzten nur warmer Tee gereicht werden sollte.

Notizen.

— Die Wiener Freie Volksbühne hat für die Dauer des Krieges ihre Tätigkeit eingestellt.

— Der Dreiverband im Hamburger Hafen. Im Hamburger Hafen sind zwei Dampfer bereit gestellt, um mittellose Ausländer unterzubringen, die den mit Deutschland im Krieg befindlichen Staaten angehören. Auf dem Logierschiff „Siegfried" sind bis jetzt etwa 30 Russen und auf dem Logierschiff „Gernot" etwa 50 Engländer untergebracht worden. Die Russen setzen sich aus allen Arbeiterkategorien zusammen, bei den Engländern handelt es sich durchweg um existenzlose Seeleute. Sobald es nötig sein wird, sollen auf einem dritten Schiff existenzlose Franzosen untergebracht werden.

— Das lateinische Korsett. Eine Firma, die mit „Imperial"-Korsetts handelt, teilt im Schaufenster ihrer Kundschaft mit, das Wort „Imperial" sei nicht der französischen, sondern der lateinischen Sprache entnommen. Eine gewandte Ausrede, aber doch eine Ausrede. Indirekt stammt das Wort in der Tat aus dem Lateinischen, aber direkt ist es wie die ganze Mode dem „Erbfeind" entlehnt. Da übrigens fast der gesamte französische Sprachschatz aus dem Lateinischen stammt, könnten alle Geschäftsleute sich auf diese Herkunft ihrer etwaigen „französischen" Bezeichnungen berufen.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.